

(Nachdruck verboten.)

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

Bode hatte den Ueberzieher mit festen Griffen zugeknöpft und nahm seinen Hut von der Wand.

Richard trat ihm in den Weg.

„Herr Doktor Bode!“ rief er mit geringen Händen, „jetzt handelt es sich um die Ehre meines Vaters! Ich bin nicht mehr so wie vor einem halben Jahre; wenn Sie diesen ganzen Wucher bisher ertragen haben und heute so fortgehen, so muß sich etwas Entsetzliches ereignet haben. Ich fordere Rechenschaft von Ihnen! Was haben Sie meinem Vater vorzuwerfen? Schonen Sie mich nicht so trotzig an, ich drohe nicht. Ich stehe auf Ihrer Seite, wenn Sie im Rechte sind!“

Bode überlegte. Die Schuld Mettmanns gegen Rätche ging den Sohn nichts an; aber Bode war ja schon entschlossen gewesen, um Johanna's willen zu gehen. Für Johanna hätte dieser Richard Mettmann eintreten sollen; Bode wurde heiß vor Zorn, er mußte seinen Ueberrock wieder ausknöpfen und tief Atem holen, dann rief er mit erzwingener Ruhe:

„Sie kennen Fräulein Johanna von Habenow, wir haben uns ja in ihrem Hause wiedergefunden! Diese Dame ist in der „Fanfare“ Ihres Herrn Papas in der bübischsten Weise verleumdet worden, man hat sie fast mit voller Nennung ihres Namens in Zusammenhang gebracht mit gemeinen Dirnen. Man hat sie öffentlich ein Malermodell genannt. Das hätte jedem Freunde des Fräuleins v. Habenow genügen müssen, um sich ihrer anzunehmen; es wundert mich sehr, daß der Verfasser dieser Notiz und ihr Verbreiter noch nicht gepriügel worden sind!“

Herr Bode, diese Sache ist mir sehr ernst; auch ich habe den Aufsatz mit Empörung gelesen, aber ich habe gemeint, es — es sei eine gutgemeinte Ungeheuerlichkeit . . .“

„Und Sie haben sich gesagt: wer wird für ein Malermodell die Hand aufheben? Ich aber sage Ihnen, es war eine Biberlei und von langer Hand vorbereitet! Man hat es gewagt, ein schulploses Mädchen zu beschimpfen, welches vom Morgen bis tief in die Nacht heimlich arbeitet, um einen reichthümigen Bruder nicht zu Grunde gehen zu lassen. Bis Sonnenuntergang pinselft dieses Malermodell für einen Hungerlohn in der Fabrik eines Düsselhof. Vielleicht hat er sie dort heimlich portraitiert! Und nach Sonnenuntergang fährt dieses Malermodell für noch schlechteren Lohn den Unjam ab, den verdrehte Gelehrte und erbärmliche Novellisten ihr ins Haus schiden. Die langweiligsten Abhandlungen über römische Vitteratur hat Fräulein Johanna von Habenow-Eriemisch abgeschrieben, zehn Pfennig für den Bogen. Und Sie wissen, worüber dieses Malermodell noch gestern abend seine schönen, feuchten Augen gebeugt hielt! Sie kopiert die langweilige Oper des Herrn Richard Mettmann!“

„Das ist nicht wahr, das habe ich nicht gethan!“ rief Richard außer sich.

„So haben es dieselben Leute gethan, welche die Biberlei für die Zeitung verfaßt haben. O, fragen Sie doch Frau Kommerzienrat Peterfen, ob sie weiß, wie man ein junges Weib zum Selbstmord treibt! Sie versteht sich darauf!“

Richard wurde totenblau, er rief:

„Wollen Sie das Unrecht gegen das Fräulein von Habenow dadurch gut machen, daß Sie die andre Dame beschimpfen?“

Bode sah plötzlich Johanna vor sich, wie sie ihn beschworen hatte, Richard nicht zu verdammen, der gewiß von allen den häßlichen Geschichten nichts wisse, und hart sagte er:

„Nur ein Verblendeter kann Fräulein Johanna und die andre in einem Atem nennen!“

Und hochaufgerichtet ging er seinen Weg.

XVI.

Richard blieb eine Weile allein in der Schreibstube, bevor er den Vater aufsuchte.

Drei Dinge hatte ihm Bode gesagt, von denen ihm schon lange sein eignes Herz schüchtern sprach. Johanna war jeder Liebe würdig, das war das schönste und wichtigste. Leontine war ein unheimliches Wesen mit einer unangenehmsten Vergangenheit; das war entsetzlich für den Bräutigam dieser Dame, aber es war doch gut, wenn man sich beizeiten versehen konnte. Und zum dritten hatte Bode es ausgesprochen, daß er als ehrliebender Mensch das Geschäft von Mettmanns Vater verlassen mußte; auch diese Entdeckung war keine allzu große Ueberraschung, wenn auch der Sohn die Verurteilung nicht so leicht nehmen durfte wie der fremde Mann.

Alle diese Mitteilungen hielten seine Seele nicht allein in Spannung; noch lagen die Erklärungen vertrauensverwehender Mütter in seiner Hand, und da stand Schwarz auf Weiß, daß Richard Mettmann in seiner Kunst ein Püfcher war.

Das war eine wirkliche Ueberraschung. Hatten diese Herren recht, so mußte der junge Komponist einen raschen Entschluß fassen, um Herz und Kopf von eitlem Wünschen zu befreien und für die großen Entscheidungen stark zu machen, die ihm bald bevorstanden.

Er las die Briefe der Musikverständigen noch einmal aufmerksam durch. Die harte Verurteilung, die kalten Worte erinnerten ihn plötzlich an die Probe-Aufführung bei Leontine; dort hatten die Herren eigentlich dieselbe Meinung ausgesprochen, er hatte nur unter dem Banne der Hausfrau gestanden und die höfliche Sprache ihrer Gäste nicht verstanden.

Er steckte die Briefe in die Tasche und begab sich zu seinem Vater. Gottlieb Mettmann ging zornig auf ihn zu.

„Du hast mich lange warten lassen! Hat der Doktor Bode mich bei Dir verklagt?“

„Ich bitte, Papa, nicht diesen Ton!“ sagte Richard ziemlich kalt. „Du hast Herrn Bode nicht zu halten gewußt. Ich werde mich niemals wieder in Deine geschäftliche Gebahrung mengen, aber ich wollte der Redaktion eine Bitte vortragen, die mir Herr Doktor Bode herzlich gern erfüllt hätte; die Lage der Dinge hat sich inzwischen für mich geändert, ich habe jetzt eine Forderung zu stellen!“

„Soho!“ rief Gottlieb Mettmann, der sich kaum noch bezähnen konnte. „Warum verkehrt Du mit Deinem Vater nicht gleich durch einen Rechtsanwalt?“

„Ich bitte Dich, Papa, noch einmal: nicht diesen Ton; ich verlange, daß mein Name und der Name meiner Oper in der Fanfare nicht mehr genannt wird, in keinerlei Weise. Es schickt sich nicht, daß der Vater der Welt die Vorzüge des Sohns verkündet.“

Nun brach der Zorn Gottlieb Mettmanns los; was ihn seit dem Morgen gereizt hatte, war durch den Auftritt mit Bode und endlich durch jenen Schlag ins Gesicht zu einer grausamen Wut verdichtet worden. Wenn es nun sein Sohn war, der dem Ausbruch begegnete, um so schlimmer, oder vielleicht um so besser; es war Zeit zu der großen Abrechnung zwischen dem rastlosen Vater, der sich zu Schanden arbeitete, um für seinen Sohn die Welt zu erobern, und diesem Sohne, der in der feindlichen Welt umherging wie ein Schulknabe, der sorglos seine Pieder sang, wie eine Lerche, die über einem Schlachtfeld ruhig in die Höhe schwebt; und gerade heute, wo der Knabe plötzlich eine Miene aufsetzte, als sei er der Schule entwachsen, gerade heute sollte er die Wahrheit zu kosten fühlen.

Und in einem Strom von Worten warf der Verleger dem Sohn Unverstand und Unerfahrenheit vor; alles übertreibend, alles vergrößernd, schilderte er das Verhältnis des Komponisten zu den Geldleuten. Man habe plötzlich alles Vertrauen in die Jata Morgana verloren, weil Richard keine Besuche gemacht habe. Die Aktionäre seien zugleich die Gründer der Fanfare und darum die Herren der öffentlichen Meinung, die Herren über Kunst und Wissenschaft; er selbst aber, Gottlieb Mettmann, habe sich mühsam zum Leiter der großen und der kleinen Fanfare emporgeschwungen, er allein wolle künftig entscheiden, ob eine Oper gut oder schlecht sei.

Und mit geballter Faust auf den Schreibtisch schlagend, schrie er so laut, als wäre er berauscht:

„Du sollst mein Erbe sein, Du sollst an die Spitze der Fanzare treten und selbst der Herr werden über die Reklame aller Länder. Wenn Du einen Künstler gern hast, so sollst Du ihn berühmt machen können, und wäre er so ein Hallunke wie Pankus, so ungeschickt wie Du und so unwissend wie ich! In Deiner Hand soll die Entscheidung liegen, ob Euereriner unsterblich wird und ein Denkmal gesetzt kriegt oder nicht; wen Du gern hast oder wer Dir in barem Gelde den Zehnten von seiner Unsterblichkeit vorausbezahlt, dessen Namen sollst Du groß machen können bei Lebzeiten; und wenn er Lehmann heiße, der Name soll täglich in allen Schriften und in allen Farben überall hin gedruckt und gemalt werden, wo eine Fläche vorhanden ist, vom Asphaltpflaster bis zum Siebel der Feuermauer, von den Fenster Scheiben der Pferdebahnwagen, bis zur Felsenwand hinter den großen Wasserfällen, und wie diesen Lehmann, so sollst Du Dich selber berühmt machen können. Das soll Deine Macht sein, wenn Du zu Verstand gekommen bist und etwas von mir gelernt hast. Weist Du aber auch, was Du jetzt bist, wenn ich Dich nicht als meinen Sohn anerkennen will? Ob Du Talent hast oder nicht, ob Du ehrlich bist oder nicht, Du bleibst bis an Dein Lebensende einer der tausend Hungerleider, deren Namen in keinem Inserat vorkommen und in keiner Zeitung stehen und darum von den Leuten nicht gekannt werden. Und wenn der Herrgott selber Deine Musik machte, Du kommst nicht auf ohne die Fanzare!“

Richard hatte stumm den Sturm über sich ergehen lassen, jetzt sagte er mit zitternder Stimme:

„Ich habe meine Oper noch nicht an die Fanzare verkauft; ich werde sie nicht aufführen lassen, wenn sie den Besitzern des Opernhauses nicht gefällt.“

„Die Oper ist unser, Herr Richard Nettmann!“ schrie der Verleger aufhetzt. „Ich sehe, wir werden doch durch den Rechtsanwalt mit einander reden müssen; ich will Dich davor bewahren, daß Du als ein armer Müllmann, möglicherweise als ein Klavierlehrer durch die Stadt läufst; das sage ich Dir, arme Müllmann mag Frau Leontine nicht zu Männern!“

Inmitten seiner Wut bereute Nettmann das Wort. Richard war blaß geworden; der Verleger versuchte schnell in einen andern Ton überzugehen.

„Daß ich's gut mit Dir meine, Junge, brauche ich Dir nicht erst zu sagen,“ versicherte er treuherzig; „Du wirst doch nicht als Ingenieur in einer fremden Maschinenfabrik Dein Leben beschließen wollen?“

„Vielleicht! Davon sprechen wir ein andermal, wenn es Dir recht ist. Du hast Leontine genannt. Es ist Dein Werk, wenn ich mich als ihren Verlobten betrachten muß; ich hoffe, Du weißt nichts von ihr, was meine Ehre nicht verletzen könnte.“

„Nein,“ sagte Nettmann mit ruhigem Blick; „frage sie selbst nach ihrer Vergangenheit. Sie hat viel Unglück im Leben gehabt, weiter ist es nichts; sie mußte sich von einem Bagabunden trennen und dann aus Mitleid einem Wohlthäter die Hand reichen; frage sie selbst!“

„Gut, ich werde sie selbst fragen. Bevor ich gehe, Papa, noch eine Bitte: vor kurzem stand in Deiner Zeitung ein abscheulicher Aufsatz mit einer Bosheit gegen Fräulein Johanna von Habenow; Du hast mir das Zeug selbst zu lesen gegeben, weil Du die böse Absicht nicht verstehen konntest. Wenn Du willst, daß Dein Sohn Dein Blatt je wieder in die Hand nimmt, so wirst Du den Verfasser dieser Zeilen sofort entlassen!“

Nun verlor Gottlieb Nettmann vollends seine Geduld; wenn zu allen seinen Widersachern auch noch Frau Petersen ihn ärgerte, so mochte sie selber sehen, wie sie mit Richard fertig wurde; der war heute gewiß von einer schönen Frau leichter zu lenken als von seinem alten Vater. Richard verstummte sicherlich, wenn er die halbe Wahrheit erfuhr. Polternd rief der Verleger:

„Ich kann doch Frau Leontine nicht entlassen, die steckt, glaube ich, dahinter! Sie war eifersüchtig, was weiß ich. Sei froh, daß sie so verliebt ist, sie hat Dir sogar verziehen, daß Du kein musikalisches Genie bist! Wohin auf einmal? Und ohne mir die Hand zu geben?“

„Wir sprechen uns heute noch einmal,“ sagte Richard ernst.

„Natürlich, auf dem Fest des hundertjährigen Jubiläums

des Dingsda. Pankus hat das Fest der zehnten Inseratenseite ganz gut umgetauscht. Du bist doch früh da?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Richard und verließ die Stube.

Auf der Straße blieb er unschlüssig stehen, es war viel auf einmal über ihn gekommen; er wandte sich der inneren Stadt zu, um zuerst von einem seiner Richter mündlich die Bestätigung des Urteils zu haben.

Er ging zu Jakubowski, dem Schwager Leontines.

Es war ihm bänglich zu Mute; von seiner Oper, seinem verhätschelten Kinde sich zu trennen, sein Werk für immer zu begraben, das schien ihm plötzlich leichter, aber an Leontine band ihn sein Wort, und wenn es ihn noch so heftig von ihr fortzog, wenn er den kurzen Austausch noch so bitter beklagte, wenn er in Johannes letztem Kusse ein noch viel heiligeres Verlöbniß sah, es war alles umsonst, sein Ehrenwort zwang ihn zum Bunde mit der Frau, deren Leben vielleicht in seinen Augen ehrlös war, sobald er es kannte.

Langsam stieg er die drei Treppen zu Jakubowski's Wohnung empor; der Börsenmakler war zu Hause und empfing den Gast mit kühler Artigkeit. Er erwartete Vorwürfe wegen seines schriftlich abgegebenen Urteils, er fürchtete noch mehr, daß Richard Nettmann sich auf eine Art Verwandtschaft berufen und einen Widerruf verlangen würde. Diesen Leuten von der Fanzare war alles zuzutrauen, und Jakubowski stürzte mit seinen langen Beinen nach dem Schreibtisch, um eine Abschrift seiner Äußerung hervorzuholen; sein Vogelköpfchen lag mürrisch auf der linken Seite.

Um so angenehmer war er enttäuscht, als Richard in bescheidenster Weise seinen Wunsch aussprach; Herr Jakubowski habe ihm Vertrauen eingeflößt, und er bitte darum, daß man ihm die Gründe der Kenner ausführlicher und überzeugender darlege. Er sei vielleicht ein unbegabter, sicherlich aber ein ehrlicher Musiker und werde ein schlechtes Werk dem Publikum nicht aufzwingen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Nebelmeer.

Die wasserreichen Thäler der Schweiz und die große ober-schwäbische Hochebene zwischen Ulm und dem Bodensee senden schon von Anfang des Herbstes und bis tief in das Frühjahr hinein gewaltige dicke Nebel empor, so daß der Wanderer oft kaum wenige Schritte weit sehen kann. Im Thale, namentlich in großen Städten, wie Zürich, Luzern u. a., werden dann Depeschen herumgetragen oder ausgerufen: „Uetliberg halb!“ „Pilatus halb!“ Hunderte wandern hierauf zu Fuß oder mit der Bergbahn auf die Höhen, um das seltene Schauspiel eines Nebelmeers zu genießen.

Aber so großartig auch der Anblick von den höchsten Alpen-spitzen sein mag, er läßt sich nimmer vergleichen mit dem wunder-vollen, zauberhaften Wilde, das wir von den Höhen des alten Schwabenbergs, von dem Bussen, aus erschauen. Auf dem rechten Ufer der Donau, zwischen Ulm und Sigmaringen, kann eine Stunde von der Bahnlinie entfernt, erhebt sich der Bussen 765 Meter über dem Spiegel des Meers und 371 Meter über den Bodensee, in früheren Zeiten ein einsamer Wächter und Hüter habsburgischer Macht in Süddeutschland, mit unüberwindlich schimmerender Burg gekrönt, heute nur noch mit wenigen Mauerstücken geschmückt, welche zeugen von verwichener Größe des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, von eifriger Vergänglichlichkeit alles von Menschenhand Geschaffenen. Schon die äußere Gestalt dieses Bergs verdient alle Beachtung. Seine Höhe gestattet, ganz Oberschwaben zu überschauen, seine Lage und der Charakter der von ihm beherrschten Gegend zaubern ein in seiner Art einzig grandioses Bild zu Füßen des Beschauers. Er wurzelt mit breitem, riesenhaftem Fuß in der Ebene, von Molasse umschüttet, während der obere Teil sein stolzes Haupt, tertäres Gebilde, edel und schlank geformt, frei und lähn gen Himmel strebt. Ein Dorado, ein feenhaftes Reich, ist über das Gesichtsfeld hingegossen, gleichviel, ob es im lichten Morgensonnenschein oder unter den letzten feurigen Strahlen des niederstinkenden Gestirns in unsrem Auge sich spiegelt.

Freudebrunken aufjubeln mag der Naturfreund, wenn er von dem bestiegbaren, massigen Burgfried, der einstigen Hinterburg, das halbe Tausend von Städtchen und Dörfern, Schlössern, Klöstern und Höfen, in jedem Spiel von Grün blinkende Auen, goldene Saaten, meilenweite gelbe Rapsfelder, dunkle Tannenforste, hellere Laubwälder und unzählige Waldparzellen erschaut.

Doch nicht Oberschwaben allein liegt zu unsren Füßen. Weit über Ulm hinaus reicht der Blick und gen Sonnenaufgang hinein in den unbegrenzten Horizont der bairischen Hochebene donauabwärts. Und im Süden erblicken wir die ungeheure, gegen achtzig deutsche Meilen lange, in ihren oberen Regionen mit ewigem Schnee bedeckte Alpenkette, vom massigen Pilatus am Vierwaldstättersee bis zur Benediktenwand. Die fernem imposanten Berge sind so neidisch,

daß sie bei klarem Himmel, namentlich nach einem Gewitter, dicht hinter dem Federsee, kaum zwei Stunden von uns getrennt, erscheinen. Ein geheimnisvoll waltender Riesengeist scheint die Berge uns abwechselnd näher und ferner zu rücken.

Da und dort silberblitzende Teppiche erinnern uns an den Spiegel des Bodensees. Einen jähren Wechsel der Pracht bildet im Norden die schwäbische Alb, ein smaragdgrünes Waldgebirge, von einem Berlenkranz von Dörfern umrahmt. Romantische Seitenthäler öffnen sich dem Auge bloß schüchtern und lassen ihre Schönheit spröde ahnen. Wir nennen nur das herrliche Nactthal. Der Spiegelreine, forellenreiche Fluß durchrauscht in unterirdischem Lauf die Friedrichshöhle, in die wir uns bei Wimsen durch ein manns-hohes Felsenhor 170 Meter tief mit einem Rachen hineinwagen können. Der Fluß zeigt eine Tiefe bis zu zehn, eine Breite bis zu vier Metern. Einen nie gesehnen Anblick gewährt dem unter der Erde schwimmenden Schiffer das durch das Felsenhor herein-schimmernde Tageslicht.

Aber wenn die großen Nebel kommen, dann ist von dieser herrlichen Natur nichts mehr zu schauen. Wir sehen weniger als zwischen den vier Wänden eines düsteren, kahlen Gefängnisses. Da zieht es uns erst recht mächtig und unwiderstehlich hinaus auf des Binnens steile Höhen. Nur langsam gelangen wir vorwärts. Je weiter wir aber bergan kommen, desto leichter wird die Atmosphäre, und immer mehr schwindet der beengende Druck auf Brust und Sinne. Da, unmittelbar am Waldessaume find wir befreit nicht allein, wir sind erlöst. Lichtlauer Himmel über uns, die im Golde der Morgensonne erstrahlende Bergesspitze vor uns. In wunderbaren Farben prangt der herbstliche Wald, und hinweg sehen wir über ein wechselweise spiegelglattes und gewaltig wogendes Nebelmeer, das über die ganze unermeßliche Ebene hinwegläuft. Aus dem in allen Tönen leuchtenden Ocean tauchen allmählich einige Berggruppen, wie Riesenschiffe oder kleine Inseln anzusehen, empor, und verschwinden rasch wieder. Ein furchtbarer Kampf der Sonne mit dem Nebel entbrennt. Bildromantische Gebilde, schauerlichen Ugeheuern aus sagenhaften Welten gleich, dem Drachen und Lindwurm ähnlich, häumen auf und zerreißen schließlich vor dem stetigen Geströh, in Todeszuckungen sich windend und krümmend. Immer heftiger und wilder wird der Kampf. Der düstere Dunst, die Finsternis können der Macht des Lichts auf die Dauer nimmer widerstehen. Wie mit einem Zaubererschlag ist der Nebel verschwunden, und unser ganzes weites Gesichtsfeld verwandelt sich in jene andre unvergleichliche Pracht, die der Leser oben erschaut.

In besonders feurigem Glüh- und Purpurrot erglänzt unmittelbar unter uns der Federsee. Wir sind nicht in weltabgeschiedenem Hinterlande. Jeder Gebildete aller Rationalitäten hat von unsrer Gegend schon gehört. Im lustigen und tollen Lager des alten Friedländers fragt der Wallensteinische Wachmeister den Artillerier:

„Und Du bist auch nicht aus der Näh?“ und erhält die Antwort:

„Ich bin von Dugan am Federsee.“ —

Edmund Miller.

Kleines Feuilleton.

— Ein Reise-Abenteurer. Nach dem „Magy. Szó“ giebt der „Pester Lloyd“ den Bericht des Schauspielers Ujházy über ein Abenteuer zum besten, das der Künstler auf der Reise nach Nozshó erlebte, wozu er zu einem Gastspiel berufen worden. „Als ich im Coupé Platz nahm,“ erzählte Ujházy, „fühlte ich etwas unter mir knistern. Ich sehe nach: es war ein Cylindershut. Den habe ich mir gründlich zerdrückt, dachte ich. Er glich einer Harmonika. In der Eile aber sprang ein Handlungsreisender jammernd empor.“ — „Ach, mein Gut! Mein schöner, neuer Hut ist hin!“ Und doch trug er die Schuld; weshalb hatte er ihn auf den Sitz gelegt — der Dummkopfs. Trotzdem entschuldigte ich mich gebührend. Der Reisende gab jedoch nicht nach und rief unablässig, ich müsse ihm seinen Schaden ersetzen.

„Am gut,“ sagte ich, „ich bezahle Ihnen das Ausbügeln; lassen Sie mich nur schlafen.“

„Oho, so geht das nicht!“ war die Antwort. „Ich brauche keinen alten ansgebügeltten Hut. Ich will einen neuen. Bezahlen Sie die Kosten. Sechs Gulden!“

Ich sah bald, daß ich mit dem Mann nicht fertig werde. Ich bezahlte ihm also sechs Gulden und legte mir den Cylinder wieder unter. Wenn er mich schon sechs Gulden kostet, so will ich wenigstens auf ihm sitzen. Ich kann sagen, es ließ sich wunderbar auf ihm schlafen. Ich erwachte erst, als wir in Nozshó anlangten. Der Regen strömte in dichten Strahlen herab. Ich betrachtete den Reisenden. Er zog den Ueberzieher an, nahm die Reisetasche unter den Arm und griff ruhig nach dem Cylinder.

„Soho!“ rief ich ihm zu. „Was wollen Sie von diesem Hut?“

„Ihn aufsetzen!“

„Meinen Hut? Das giebt's nicht!“

„Aber ich bitte, ich kann doch nicht ohne Hut im strömenden Regen in die Stadt gehen!“

„Reinetwegen gehen Sie nicht! Was kümmert's mich? Aber dieser Hut gehört mir; ich habe ihn für sechs Gulden gekauft.“

Damit brachte ich den Hut unter meinem Rock in Sicherheit. Der Reisende begann zu betteln.

„Um Gottes willen, geben Sie mir meinen Hut zurück.“

„Ich bin doch nicht verrückt; kostet er mich doch sechs Gulden.“

„Ich nehme ihn lieber für sechs Gulden zurück. Nur her damit!“

„Na, hören Sie! Ich bin kein Trödler, um mit von Herrschaften abgelegten Kleidungsstücken zu handeln. Ich gebe ihn nicht her. Damit Punktum!“

„Aber ich bitte, ich muß unbedingt in die Stadt gehen.“

„Wohlan, wenn Sie durchaus wollen, daß ich ein Trödler sei, so geben Sie mir mindestens einen guten Nutzen. Um acht Gulden gehört er Ihnen!“

Der Reisende suchte zuerst zu feilschen; ich erklärte jedoch, daß es bei mir nur fixe Preise gebe. Schließlich trennte er sich mit einem schweren Seufzer von den acht Gulden. So sind die Nozshoer Armen unverhofft zu zwei Gulden gekommen. —

Theater.

Lessing-Theater. „Traum eines Frühlingmorgens“. Von d'Annunzio. — Es war ein Stück, das italienisch gesprochen wurde — das Publikum hätte sich sonst die Sache nicht bieten lassen. Wir überschätzen damit keineswegs das Publikum: Wir wissen, daß es sich von den Italienern so ziemlich alles bieten läßt, um dann bei Halbe einen Theaterstempel zu machen. Das neue Stück von d'Annunzio aber hätte es sich in deutscher Sprache nicht bieten lassen. Niemand läßt sich ohne Not verhöhnen. Nicht einmal das Publikum der Duse.

Es fällt sehr schwer, ruhig zu bleiben. Wir haben durch unsren sinnlosen Dusekultus viel verdient — das neueste Stück von d'Annunzio haben wir nicht verdient. Frau Duse darf in ihrer Heimat getrost erzählen, daß wir uns viel bieten lassen; aber wir lassen uns nicht alles bieten. Das Stück wäre in der fröhlichsten Weise ausgepfiffen worden, wenn man auf der Bühne Deutsch gesprochen hätte. So sprach man italienisch — und rettete die Situation. Was ist das Stück? Eine höfliche Antwort giebt es auf diese Frage leider nicht. Wir haben all den ohnmächtigen Worten gegenüber nur eine Empfindung gehabt — die delirierende Eitelkeit einer schalen Natur. Das prahlt und prunkt und puht sich herum, ohne daß auch nur ein Wort von Kraft und Bedeutung fiele. Schwäche, Schwäche, nichts als Schwäche, Schwäche in jedem Wort! Sollte vielleicht eben das die Duse gereizt haben? — E. S.

Musik.

Bei all dem, was wir an den Darbietungen der verschiedenartigen privaten Opern- und Operetten-Theater zu kritisieren haben, dürfen wir nicht vergessen, daß es sich hier stets um Institute mit schwerem Daseinsringen und insbesondere mit dem Zwang des fortwährend Neuen handelt. Ganz anders eine Hofbühne wie unser altes Opernhaus. Hier gilt es allermeistens nicht das Neue, sondern die Wiederholung und etwaige Quancierung des Alten, mit der Sicherheit, daß Alles und Neues ein zahlreiches Publikum anzieht und daß außerdem noch draußen auf Nummer zwei mit einem Operetten-Geleier die weiteren Geschäfte gemacht werden können. Kommt also alles darauf an, aus diesen günstigen Verhältnissen und mit erst-rangigen Kräften das höchstmögliche zu machen. Je seltener man nun ein solches Theater besucht, desto deutlicher merkt man den Fluß einer Alltags-Opernbühne. In unsrer königlichen ist das Orchester an Spielerzahl und Tüchtigkeit den Orchestern der Privatbühnen so über, daß man sein Uebertönen des Gesangs — zumal es kaum irgendwo so frei liegt wie in diesem Theater — viel widriger empfindet als anderswo. Die Aufführung von Wagners „Meistersingern“ am letzten Montag zeigte dies wieder recht deutlich. Allerdings wirkten auf der Bühne fast lauter erste Künstler. Eine so herrliche Tenorstimme wie die von Ernst Kraus (Walther) giebt es nicht bald wieder. Gesamlleistungen wie die von Herrn Sommer (David) und von Frau Göye (Magdalena) sind ebenfalls nicht häufig, und die allermeisten Meistersinger machten ihre Sache vortrefflich. Doch wo bleibt das darstellerische Herausarbeiten der so lebensvollen, einzigartigen Menschengestalten Wagners? Herr Kraus und Fräulein Giedler (Eva), letztere mit teilweise ziemlich trüber Stimme, waren gemüthliche, elegante Herrschaften, so etwas wie Onkel und Tante in der Gesellschaft, denen man gerade noch ansah, daß sie die Vorgänge nicht ohne Anteil mitsprachen. Das vielgerühmte Quintett kam hier nicht inniger heraus, als dies sonst auf Opernbühnen üblich ist; und wahrscheinlich war kein einzelner, auch nicht Herr A. Strauß als Dirigent, schuld daran, daß Frä. Giedler unsicher einsetzte, und daß dieses Quintett nun ausgerechnet ohne ein größeres Unglück abließ. Eine ganz einzig durchgearbeitete Leistung war die unsres neuen Bedachser, des Herrn Rebe. Der Eindruck, den ich von dieser dramatischen Darstellung, von dieser höchsten Deutlichkeit und Verwendungsfähigkeit seiner Gesangskunst schon vor Jahren auf einer süddeutschen Bühne empfangen hatte, wiederholte sich in erfreulichster Weise. Neben ihm war Herr Vertam mehr der Künstler des schönen Sings. Er traf auch das Wohlwollende und Kluge in der Gestalt des Hans Sachs gut; das Würdevolle und gar persönlich Bedeutende dieser Figur blieb dahinter sehr zurück, und eine so individuelle Darbietung, wie man sie in dieser Rolle von altberühmten Künstlern lernt, war sein Hans Sachs nun einmal nicht. Herr Vertam gastiert auf Engagement und wird es, schon nach dem äußeren Erfolg zu urteilen, wohl auch erreichen; vielleicht dedicirt man ihm dazu noch den stilvollen Tisch aus dem 17. bis 19. Jahrhundert, der da in seiner Werkstatt vom 16. Jahrhundert stand. —

Kunst.

ck. Neues über die Venus von Milo. In der letzten Sitzung der Pariser „Académie des inscriptions“ machte Héron de Villefosse die Mitteilung, daß man im Louvre-Museum soeben eine Marmorbasis, die mit einer griechischen Inschrift mit dem Namen Theodoridas, Sohn des Lasistratos, geschmückt ist und die in Milo zu gleicher Zeit wie die berühmte Venus entdeckt wurde, wieder aufgefunden hat. Dieses Bruchstück war nur noch aus der Skizze des Marine-Offiziers Bontier, der die Statue bei einem Bauern von Milo entdeckt hat, bekannt; die Skizze ist von Mavasson veröffentlicht und von Salomon Reinach untersucht worden. Die Basis war im Louvre mit einem Grabdenkmal der Frühzeit verbunden, und die rotgefärbten Buchstaben der Inschrift verändert worden. Von besonderem Interesse ist der Umstand, daß eine der Hermen, die mit der Venus von Milo zusammen entdeckt wurden, genau in eine Ausbuchtung hineinpaßt, die in die obere Fläche der Basis hineingearbeitet ist. Die Abgüsse, die Héron de Villefosse der Akademie vorlegte, bewiesen dies mit völliger Sicherheit. Es ist also erwiesen, daß Bontier, der in seiner Skizze die beiden getrennten Hälften der Statue samt den zwei gleichzeitig gefundenen Hermen wiedergibt, die Herme nicht willkürlich mit der Basis in Zusammenhang gebracht hat, wie man angenommen hatte. Salomon Reinach wies nachdrücklich auf die Bedeutung dieser Entdeckung für die Geschichte der Statue hin. Durch sie werde die Meinung Furtwänglers, der die Venus von Milo ungefähr um das Jahr 100 v. Chr. ansieht, entschieden widerlegt. Sie bestätige andererseits die These, die er seit mehreren Jahren verteidige, nach der nicht nur die Venus von Milo, sondern auch der Neptun von Milo gegen das Jahr 380 v. Chr. anzusehen sei. Dieser Neptun ist von demselben Theodoridas, der die jetzt wieder aufgefundenen Basis der Herme geweiht hat, als Weihgeschenk dargebracht worden; die letztere gehöre aber nach den Schriftzeichen der Inschrift in die Zeit vor 350. Reinach glaubt, daß die „Venus von Milo“, die er für eine Amphitrite hält, ehemals mit dem Neptun zusammen aufgestellt gewesen ist und daß die beiden Werke aus derselben Werkstatt hervorgegangen sind. —

Völkerkunde.

— Einige Notizen über die Bewohner von Urundi und Ruanda, den nordwestlichen Landschaften des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiets, giebt Oberlieutenant H. Fond in den „Witt. u. d. deutsch. Schutzgebieten“. Sowohl in Urundi wie in Ruanda ist eine besondere Kunstfertigkeit bei der Herstellung von Gebrauchs- und Schmuckgegenständen nicht zu bemerken, doch enthalten diese harmonischen Muster der Verzierung und gefälliger Form durchaus nicht. Formen und Muster der Waffen (Bogen und Pfeil), Eisenpeere, Aegle, Hämmer, Holzkeulen, wenige Schilde) sind einfach, doch fallen in Ruanda die mit hübschen Schnitzereien versehenen Scheiben der Schwerver und Messer, in Urundi auch die sauber beschmückten Pfeilköpfe auf. Feuerwaffen sind so gut wie gar nicht vorhanden, und europäische Stoffe werden in Urundi kaum begehrt, von den Bergvölkern überhaupt nicht beachtet. Hier kommen ausschließlich Rindensstoffe, auch Felle zur Verwendung, während in Ruanda zwar Rindensstoffe aus noch vorbestehend sind, Küstentoffe aber doch schon stark begehrt werden. In Urundi sind vor allem rote, in Ruanda weiße Perlen beliebt. Die Haartracht ist außerordentlich mannigfaltig an Mustern (Fond bildet auf den beigegebenen Tafeln etwa 100 verschiedene ab), doch lassen sich für jeden Stamm charakteristische Formen erkennen. Oft ist der Kopf glatt rasiert, meist aber läßt man Punkte, Zöpfchen, Kreise, Rämme, Striche, Rauhen und andre kleine Haarpartien von verschiedener Gestalt stehen. Die Warundi kennen eine eigentümliche Vorrichtung, die den Zweck hat, beim Schnupfen den Tabak möglichst lange in der Nase festzuhalten und die aus einem gespaltenen Holz- oder Rohrstück besteht, das auf die Nase gesetzt wird und die Nasenlöcher zullehmt. Tätowierung ist in Urundi selten; in Ruanda zeigen Draht und Arme besonders der Vornehmen sorgfältig ausgeführte, wenn auch nicht umfangreiche Muster, die sich stets wiederholen. Die Warundi und Ruanda sind bekanntlich ein großer Menschenschlag und man hat ja Ruanda als das „Land der Niesen“ bezeichnet. Auffällig in ihrer Körperlänge fand Fond jedoch nur die Vertreter der herrschenden Klasse; 24 Ruanda, die er mit einem Speere maß, hatten Längen von 1,80 bis 2,02 Meter. — („Globe“.)

Naturwissenschaftliches.

— Die schwedische zoologische Polarexpedition, die kürzlich von ihrer Reise nach Spitzbergen und Ostgrönland in Norwegen eintraf, bringt, nach der „Vossischen Zeitung“, so reichhaltige ornithologisch-biologische Sammlungen mit, wie sie bisher noch von keiner Expedition zu Stande gebracht worden ist. Sie geben ein vollständiges Bild der arktischen Fauna und enthalten in der Spitzbergischen Sammlung auch einige interessante, bisher unbekanntes Dämonvögel, ferner unbekanntes junge Formen von Prachtvögeln und der Schnepfenarten Calidris arenaria und Phalaropus fulicarius, deren Heimplatz erst jetzt für die Wissenschaft entdeckt worden sind. Nach Abschluß der Arbeiten auf Spitzbergen führte die Expedition auf der Reise nach Grönland etwa einen Monat hindurch Meeresforschungen und Sammlungen aus, in denen sich u. a. kolossale Seesterne be-

finden. Der größte Wert der auf dem Meer gewonnenen Ausbeute liegt jedoch in den reichen Sammlungen kleinerer Tierformen. Ostgrönland erreichte die Expedition beim Kap Droer Klus, etwas nördlich vom Kaiser Franz Joseph-Fjord, wonach man die Madagazcar-Bucht besuchte, wo zahlreiche Molluskschalen in kleineren Gruppen, gewöhnlich von 7–12 Stück, vorkamen. Dann fuhr die Expedition nordwärts zur Bendulung-Insel und stattete der Proviantniederlage, die auf der unweit davon gelegenen Walroß-Insel im vorigen Sommer von Professor Rathorst errichtet worden war, einen Besuch ab. Das Depot erwies sich als unberührt, ein Zeichen, daß Swerdrup nicht bis dahin gekommen war. Im Plan der Swerdrupschen Expedition, die 1898 zum Smithsund fuhr und sich im vorigen Sommer bis zum August vergeblich bemühte, die nördlicheren Teile Grönlands zu erreichen, lag es, bis zur Ostküste vorzudringen — entweder zu Schiff oder zu Schlitten — und den bis zum Kap Bismarck hinabreichenden unbekanntem Teil der Ostküste zu erforschen. Von der Walroß-Insel begab sich die Kollhoff'schen Expedition in den Kaiser Franz Joseph-Fjord, wo sich gleichfalls viele Molluskschalen befanden, von denen man eine Anzahl für wissenschaftliche Zwecke erlegte. Ferner gelang es, zwei junge Tiere durch Einzäunen mit Netzen lebend zu fangen. Ältere Tiere zu bekommen, gelang nicht, da sie zu wild und kräftig waren. Die beiden gefangenen Tiere, ein Männchen und ein Weibchen, sollen in Lapland, das einigemmaßen ähnliche klimatische Naturverhältnisse wie Grönland bietet, ausgefetzt werden, und es bleibt nun abzuwarten, ob dieser interessante Versuch, Molluskschalen in Schweden heimisch zu machen, gelingt. Außer den zoologischen Forschungen wurden von der Kollhoff'schen Expedition auch botanische Sammlungen zu Wege gebracht, und einer der Teilnehmer, der Arzt Dr. Levin, führte eine Anzahl bakteriologischer Untersuchungen aus. Die an toten Tieren vorgenommenen Untersuchungen haben nach Meinung des Dr. Levin den entscheidenden Nachweis gebracht, daß die im Darmkanal befindlichen Bakterien nicht, wie früher angenommen wurde, bei der Verdauung eine Rolle spielen. Die Kosten dieser äußerst erfolgreich verlaufenen Expedition, die mit einem eignen Fahrzeug, dem ehemaligen norwegischen Fangschiff „Frisbjof“, ausgerüstet ist und außer den wissenschaftlichen Teilnehmern Dr. Døstergren, Dr. Odner, Dr. Levin und Aabel Kollhoff eine Anzahl Präparateure zählt, trug ein Privatmann. —

Humoristisches.

— Auffallend. Der Kleine Friß: „Du, Onkel, was ist Du denn für abscheuliches Zeug, weil Du alle Tage die Zähne putzen mußt?“ —
 — Leichter Tod. „Hat er doch an leichtem Tod g'habt, der Herr Meier?“
 — „O mei, da kinn 'S eahna gar nig denta; s'ist er a so stad do, auf oamal fallt eahm d' Couponscheer aus da Hand, und aus is g'wen.“ — („Simpl.“)
 — In der Verlegenheit. Regierungspräsident (beim Besuch eines kleinen Landstädtchens zum Feuerweh-Kommandanten): „Nun, übt Ihr Verein auch recht fleißig?“
 Kommandant: „O ja, Excellenz, — es brennt nur a' bisl'g'wen'gl.“ —

Notizen.

a. Pierre Louys Roman „Aphrodite“ ist in New York verboten worden. Die Zollverwaltung hat bereits über 100 Exemplare verbrannt. „Aphrodite“ ist vor vier Jahren erschienen. —
 — Hermann Sudermanns „Johannisfeuer“ wird am 4. Oktober im Lessing-Theater seine Uraufführung erleben. —
 — Von der Censur verboten wurde die Aufführung der Komödie „Susanne im Bade“ von Hugo Salus am Wiener Schiller-Theater. —
 — Otto Erich Hartlebens Schauspiel „Rosentag“ wird am 3. Oktober am Deutschen Theater zum erstenmal in Szene gehen. —
 — Bei den Vaireuther Festspielen im nächsten Jahre kommen zur Aufführung: Der Ring der Nibelungen (zweimal), Parsifal (siebenmal) und Der fliegende Holländer (fünfmal). Die szenischen Vorbereitungen sind im ganzen beendet; für den Holländer sind zwei vollständig ausgestattete Schiffe gebaut. Für den Parsifal ist die Dekoration des Rosengartens vollständig erneuert. Der fliegende Holländer erscheint zum erstenmal im Rahmen der Festspiele. Unter den Mitwirkenden werden sich Herr Erich Schmedes-Wien als Parsifal und Siegfried, Herr v. Hoy und die Damen Gulbranson und Schumann-Heim sowie Frau Wittig-Dresden befinden; den Erik im Holländer singt Herr Kraus-Berlin. Die Oberleitung der Festspiele führt Siegfried Wagner; auch Hans Richter und Dr. Rud. Berlin werden an der musikalischen Leitung beteiligt sein. —
 — Ein Spiritisten-Kongress wurde am Sonntag unter dem Vorsitz Victorien Sardous in Paris eröffnet. —